



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

1. Göttingen. Fahrt nach Göttingen. - Mathematische Studien. - Übergang zur Medizin. - Studentenleben. - Vorlesungen bei Stern, bei Wöhler, bei Wilhelm Weber, bei Henle. - Erlebnisse bei Rudolf ...
-

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

Die Ferien zwischen Gymnasium und Universität verbrachte ich damit, zu botanisieren und die Antigone des Sophokles, von der wir auf der Schule nur etwa den vierten Teil durchgenommen hatten, bis zu Ende zu lesen. Die Chorgesänge lernte ich auswendig und freute mich daran, sie zu rezitieren. Als Universität wählte ich Göttingen, weil es meiner Heimat am nächsten lag und mir auch von einem Göttinger Studiosus juris, den ich in Paderborn kennen gelernt hatte, empfohlen war. Er hatte mir einen guten Rat gegeben.

IV. Kapitel.

Universitäts-Studienjahre.

1. Göttingen.

Fahrt nach Göttingen. — Mathematische Studien. — Übergang zur Medizin. — Studentenleben. — Vorlesungen bei Stern, bei Wöhler, bei Wilhelm Weber, bei Henle. — Erlebnisse bei Rudolf Wagner und bei Baum. — Bauchrednerei. — Zwei Hinrichtungen; Bemerkungen zur Todesstrafe.

Ende Oktober des Jahres 1856 zog ich als junger Musensohn, 20 Jahre alt, zur Leinestadt. Zunächst war ich in Beverungen an der Weser eingekehrt, um mit meinem Freunde Rochell noch einige Tage zusammen zu sein. Mit der Post fuhr ich an einem schönen Herbstmorgen nach der nächsten Bahnstation. Die Straße berührt das große Waldgebiet des Sollings. Ich war der einzige Reisende. Als wir in den prächtigen Laubwald mit seiner schönen Herbstfärbung einlenkten und ich von der Höhe, die wir langsam hinanfuhr, den Blick rückwärts in das heimische Wesertal wendete, ging mir das Herz auf. Ich bat den Postillon, uns ein lustiges Lied zu blasen. Gern ging er darauf ein und es blieb nicht bei dem einen. Ich machte zwar damit gleich einen unvorhergesehenen Eingriff in meinen bescheidenen Wechsel, dem selbst die kleine Gabe an den Postillon fühlbar war; aber ich freue mich noch heute darüber, daß ich es getan habe. Niemand, der es nicht selbst erlebt hat, weiß, wie einem jungen Mulus bei der Eigenart des deutschen Studentenlebens, die ihm ja doch schon mehr oder minder bekannt ist und die ihm sicherlich noch viel schöner vorschwebt als sie wirklich ist, zumute ist, wenn er sich zum ersten Male auf dem Wege zur erwählten Musenstadt befindet. Und

wenn er, gesund und frisch an Leib und Seele, nicht mit der rasselnden, schrill schreienden, qualmenden Eisenbahn durch die Gelände raset, sondern gemütlich und gemächlich reist, wie ehemals zu Fuß, zu Pferd oder auch, wie ich damals, allein, Herr im Postwagen, zusammen mit einem verständnisvollen und gemütlichen Schwager¹, der seinem Posthorn lustige Weisen zu entlocken wußte. Da gehört einem die ganze Welt und man versteht Schillers Lied an die Freude!

Beim Niederschreiben dieser Zeilen kommt mir der innige Wunsch, daß doch die Eigenart unseres deutschen Universitäts- und Studentenlebens uns erhalten bleiben möge. Es liegen so viele unschätzbare Imponderabilien darin, die auf das ganze spätere Leben ihren bedeutsamen und guten Einfluß üben, daß man sie nicht schwinden sehen mag. Dieser Wunsch drängt sich jetzt in der Zeit dieses Weltkrieges, der alles Bestehende über den Haufen geworfen hat, doppelt auf. Wird nach diesem Kriege, fragt man sich, das deutsche Leben so weiter geführt werden, wie bisher? Gewiß, wir werden manches gern fallen lassen und vergessen, aber unsere deutschen Universitäten und die deutschen Studenten sollten uns erhalten bleiben, wie sie jetzt waren und sind! —

In Göttingen wurde ich durch den angesehenen Juristen Hofrat Dr. Kraut unter die akademischen Bürger aufgenommen. Ich belegte in meinem ersten Semester die Vorlesungen über Analysis und analytische Geometrie bei Stern, Physik bei Wilhelm Weber, Chemie bei Wöhler, Vulkanologie bei Hausmann, Logik und Psychologie bei Lotze. Im Sommersemester Differential- und Integralrechnung und höhere Gleichungen bei Stern, Mechanik bei Ulrich, den zweiten Teil der Physik bei W. Weber, und Metaphysik bei Lotze. Zu Hause arbeitete ich alle Vorlesungen sorgfältig lehrbuchmäßig aus; die meisten Hefte besitze ich noch jetzt. Nur das besonders genau bearbeitete Heft über Differential- und Integralrechnung, welches ich einem Bekannten geliehen hatte, ist mir abhanden gekommen; er verließ Göttingen und nahm das Heft mit sich. Da er erfuhr, daß ich vom Studium der Mathematik zurückgetreten sei, nahm er an, daß ich keinen Wert mehr auf den Besitz lege. Ich unterließ es, ihn zu mahnen.

In der Vorlesung bei Wöhler hatte ich einen jungen Hildesheimer

¹ Mit dem Namen „Schwager“ wurden die Postillone angeredet.

Kommilitonen, Josef Koch, Studenten der Medizin, kennen gelernt. Wir gefielen einander; er wurde absichtslos die äußere Veranlassung, daß ich mich dem Studium der Medizin, speziell dem der Anatomie zuwendete. Er schwärmte mir viel von der Vorlesung J. Henles über Anatomie vor und sagte, wenn ich wirklich einmal einen ausgezeichneten Dozenten hören wolle, der seine Zuhörer fessele, dann müsse ich zu Henle ins Kolleg gehen. Ich tat das. Der Eindruck, den Henle und wohl auch der Gegenstand seiner Vorlesung, die Anatomie, auf mich machte, war ein überwältigender. Ich hatte keine ruhige Stunde mehr; immer sagte ich mir, das mußt du studieren, das ist dir zum Lebensberufe bestimmt! Es war gegen Ende meines zweiten Semesters, des Sommersemesters 1857.

Mittlerweile war in mir auch der Wunsch aufgetaucht, zwar dem Lehrerberufe treu zu bleiben, jedoch alles daran zu setzen, Universitätslehrer zu werden. Dabei sagte ich mir, wenn ich das werden wolle, müsse ich mich auch schöpferisch in dem gewählten Lehrfache betätigen, nicht bloß Lehrer, sondern auch Forscher sein. Mehrere Male besuchte ich noch Henles Vorlesungen und es wurde mir klar, daß ich in den anatomischen Disziplinen wohl eigene Arbeit würde leisten können, während ich in der Mathematik und Physik zwar spielend leicht den Vorlesungen folgen konnte, Cauchys Analyse algébrique und einen Teil von Eulers Werken ohne Mühe und mit vielem Interesse durchgearbeitet hatte und Lust und Liebe zur Sache bewahrt hatte, aber in dem ersten Jahre meiner mathematischen Studien mir noch keine neue mathematische Aufgabe gestellt hatte. Da kamen mir Zweifel, ob meine mathematische Veranlagung hinreichend sei, um mit Erfolg den Weg zu einer Hochschuldozentur in diesem Fache betreten zu dürfen. Ohne genaue Prüfung wollte ich jedoch mein bisheriges Studienfach, welches mir lieb und wert geworden war, nicht verlassen. Ich entschloß mich, meines Lehrers Stern Rat einzuholen. Ich ging zu ihm und legte ihm die Frage vor, ob er mir rate, beim Studium der Mathematik zu verbleiben, wenn ich beabsichtigte, Hochschullehrer zu werden, bis jetzt, nach einjährigem Studium, mir aber noch keine eigene Aufgabe gestellt hätte. Stern unterhielt sich längere Zeit mit mir über diese Frage, erkundigte sich nach meiner Stellung zur Mathematik auf dem Gymnasium und nach allem, was ich bisher in Göttingen in meinem Fache gearbeitet

hätte und gab mir dann den Rat, nicht die Universitätslaufbahn ins Auge zu fassen, wenn ich beim Studium der Mathematik bleiben wolle. Die ganze Art, in der Stern mit mir über diese gewiß nicht leicht zu nehmende Sache verhandelte, flößte mir volles Vertrauen ein, so daß seine Meinung, die ja auch mit meinem inneren Empfinden zusammenstimmte, ausschlaggebend für mich wurde. Noch heute bin ich Stern, den ich als einen ausgezeichneten Lehrer stets verehrt habe, von Herzen dankbar für seinen Rat. In den Herbstferien teilte ich meinen Eltern meinen Entschluß mit, „umsatteln“ zu wollen, wie der studentische Ausdruck lautet. Sie würdigten meine Gründe und gaben ihre Zustimmung.

Es ist mir stets wertvoll erschienen, auch für mein Fach als Anatom eine gute mathematische Vorbildung genossen zu haben. Die organischen und entwicklungsgeschichtlichen Vorgänge erfahren durch die Funktionslehre und die Differentialrechnung eine Beleuchtung, die zu ihrem Verständnis beiträgt, und ohne gute mathematische Vorkenntnisse ist eine voll befriedigende Einsicht in die Knochen- und Gelenklehre, wie sie ja der Anatom haben muß, nicht zu gewinnen. Für die Physiologie ist eine gute mathematische Vorbildung vollends unerlässlich.

Manche von den Vorlesungen, die ich als Student der physikalisch-mathematischen Wissenschaften bereits gehört hatte, wie Chemie, Physik und die Vorlesungen bei Lotze, hätte ich auch als Mediziner hören müssen und so hatte ich die beiden Semester für mein späteres Studium nicht ganz verloren. Ich kehrte zum Wintersemester 1857/58 als Student der Medizin nach der Georgia Augusta, vor allem Henles wegen, zurück, hörte bei ihm Knochen- und Bänderlehre, die er als besondere Vorlesung gab, dann den ersten Teil der übrigen systematischen Anatomie, der die Muskel- und Eingeweidelehre umfaßte und nahm an den Präparierübungen teil. Im Sommersemester 1858 hörte ich bei Henle Allgemeine Anatomie und den zweiten Teil der systematischen Anatomie, die Gefäß- und Nervenlehre. Außerdem hörte ich bei Bartling Botanik und bei Sartorius v. Waltershausen Mineralogie, und wagte es in diesem zweiten Semester bereits, ein Publicum über Knochenbrüche und Verrenkungen bei Baum zu hören, konnte auch, mit der Anatomie der Knochen und Gelenke schon vertraut, recht gut folgen.

Da ich als Preuße demnächst an einer preußischen Universität die medizinische Vorprüfung, derzeit als „Tentamen philosophicum“ bezeichnet, abzulegen hatte, mußte ich die damals Hannoversche Universität Göttingen verlassen. Ich tat es schweren Herzens, nicht ahnend, daß 8 Jahre später Göttingen zur preußischen Krone gehören würde. Bei der Niederschrift dieser Zeilen erinnere ich mich des Eindrucks, den seiner Zeit — es war im Jahre 1865 — ein Satz aus einer Ansprache des Königs Georg V. von Hannover auf mich machte. Irre ich nicht, so war es bei irgendeiner Festlichkeit in Göttingen, wo der blinde Monarch den Aufschwung seines Landes mit einem „glänzenden Meteor“ verglich. Ich sagte mir damals, daß dies ein höchst bedenklicher Vergleich sei und die Ereignisse des Jahres 1866, von denen mich diejenigen, welche Hannover betrafen, namentlich die Schlacht von Langensalza, insbesondere wegen meiner Göttinger Beziehungen und wegen der zahlreichen in Hannover und Braunschweig lebenden Verwandten, am tiefsten berührten, gaben dem Recht.

Aus meinen zwei Göttinger Studienjahren mögen hier noch einige Mitteilungen über das Studentenleben der damaligen Zeit, über meine Lehrer dort, über meine dort gewonnenen Freunde und einige andere Erlebnisse Platz finden:

Die Vorlesungen über die theologischen und philosophisch-historischen Fächer fanden in einem sehr bescheidenen Kollegienhause statt und die Hörsäle — Säle konnte man sie kaum nennen — waren in der einfachsten Weise hergerichtet. Ich hörte dort die Vorlesungen Sterns, Ulrichs und Lotzes. Für Chemie, Physik, Botanik, Zoologie und Anatomie gab es besondere Anstalten; das Anatomische Institut wird noch heute benutzt, hat aber einen Erweiterungsbau erfahren. Mehrere Professoren lasen in ihren Privatwohnungen, so Sartorius v. Waltershausen, Hausmann, der Mediziner Marx u. a.

Es war allgemeine Sitte bei den Studenten, aus kurzen Pfeifen zu rauchen; ich dachte, daß ich kein richtiger Bruder Studio wäre, wenn ich nicht die Lustwandlei auf der Weenderstraße mit der kurzen Pfeife im Munde mitmache, den sogenannten „Weender Bummel“, und es war eine meiner ersten Sorgen, mir eine solche Pfeife anzuschaffen; Zigarren wurden damals noch wenig geraucht. Man ging auch allgemein mit der Pfeife ins Kolleg und es wurde so lange geraucht, bis der

Professor eintrat. In den kleinen Zimmern war dann bei gutbesuchten Vorlesungen oft ein dichter Qualm. Am meisten war das der Fall beim Physiker Weber, der zwar einen geräumigen Vorlesungssaal hatte, der aber auch bis auf den letzten Platz gefüllt war. Nun las Weber nachmittags zwei Stunden hintereinander mit einer Viertelstunde Zwischenpause. Sobald Weber nach der ersten Stunde das Auditorium verließ, um in seinem anstoßenden Privatzimmer den Kaffee zu nehmen, setzten wir Zuhörer wie auf Kommando unsere Pfeifen wieder in Brand und wenn Weber zur zweiten Stunde erschien, war der Saal manchmal wie mit einem dichten Nebel gefüllt, der auch bei einzelnen Experimenten sich störend erwies. Weber sagte das auch, aber er verbat sich das Rauchen nicht, denn er rauchte selbst gern. Ich hatte meinen Platz so, daß ich die Tür, welche vom Hörsaal in Webers Privatzimmer führte, gut übersehen konnte. Ich bemerkte, daß, wenn Weber eintrat, er noch rasch ein paar Züge aus seiner Zigarre tat, die er regelmäßig vor der Vorlesung zu rauchen pflegte, und sie dann in ein kleines Schälchen legte, welches neben der Tür angebracht war. Wenn er nun nach Schluß der ersten Stunde den Hörsaal verließ und die Tür zum Privatzimmer öffnete, dann war sein erster Griff nach dem Zigarrenreste und sein getreuer Diener Michelmann war schon mit dem brennenden Streichholz zur Stelle.

Von Michelmann möge hier eine kleine Anekdote Platz finden. Er hatte neben der Tafel im Hörsaal seinen Platz und erhob sich still und langsam von Zeit zu Zeit, um Weber irgend etwas vom Instrumentarium zu reichen oder die Tafel, wenn sie Weber beschrieben hatte, abzuwischen. Weber brauchte nie etwas zu sagen, Michelmann wußte genau Bescheid, wenn's Zeit war; es klappte, wie bei einem Automaten. Nur einmal habe ich es erlebt, daß Michelmann sich irrte. Er war, nachdem Weber die Tafel mit einer längeren mathematischen Auseinandersetzung beschrieben hatte und dann, der Tafel den Rücken kehrend, an seinem Experimentiertische im Vortrage fortfuhr, langsam und bedächtig aufgestanden und hatte die Tafel gereinigt. Niemand hatte weiter darauf geachtet, da wir vermeinten, daß dies so, wie gewöhnlich, der Ordnung gemäß sei. Mit einem Male sagt Weber: „Also, meine Herren, ich hatte Ihnen auf der Tafel die Formel für diesen Vorgang entwickelt, Sie sehen hier . . .“, er drehte sich nach der Tafel um und stand eine Weile sprachlos, als er nichts sah, breitete

beide Arme aus und sagte in seiner unverfälschten sächsischen Mundart mit klagendem Tone: „Michelmann hats ausgewischt!“ Michelmann war, als sich Weber zur Tafel wendete, aufgestanden und sank nun völlig geknickt wieder auf seinem Stuhle zusammen. Weber sagte weiter nichts und beendete in gewohnter Weise seinen Vortrag. Ich war, als sich der Saal leerte, ein wenig zurückgeblieben und stand gerade neben der Tafel, als Michelmann mich anredete und sagte: „Was sollen die Herren von mir denken! Aber der Herr Professor hat es dieses Jahr ganz anders vorgetragen wie früher, das konnte ich doch nicht ahnen; ich weiß doch Bescheid.“ — Ich habe es dem braven Michelmann gern geglaubt.

Das Korpsleben stand in Göttingen in hoher Blüte. Es gab die Roten Hannoveraner, von der Farbe ihrer Mützen so genannt, die Altbraunschweiger, die Bremenser, die Westfalen, die Sachsen, in welchem Korps die meisten Adligen waren und die Teutonen. Aber auch die Burschenschaften waren durch drei gutbesetzte und in Ansehen stehende Verbindungen vertreten, die Grünen Hannoveraner, von den Korps „Teejungen“ genannt, die Neubraunschweiger und die Hercynen, zu denen meist Theologen gehörten, die grundsätzlich die Mensuren ablehnten. Unter der gesamten Studentenschaft herrschte ein hochanständiger, vornehmer Ton, wie ich ihn an keiner anderen Universität wieder gefunden habe. Die Korps pflegten in ihrer Weise die Mensurpraxis, aber keineswegs in übertriebener Art und es wurde gut gefochten, nicht darauf losgeschlagen, wie ich es wohl anderwärts gesehen habe. Es heißt ja auch so in dem Studentenliede:

„Und in Göttingen
Da schlägt man gute Klingen.“

Weniger angenehm werden die beiden anderen Universitäten, an denen ich studierte, besungen:

„Und in Greifswald
Da weht der Wind so kalt,
Und nach Berlin
Ziehn nur Kamele hin.“

Die drei besten Schläger waren damals der Erste der Westfalen, der Erste der Roten Hannoveraner und ein Teutone. Gleich die erste Mensur, die ich zu sehen bekam, war die am feinsten durchgeführte,

die ich überhaupt gesehen habe: zwischen dem Senior der Westfalen und dem der Roten Hannoveraner. Die übliche Mensurzeit wurde durchgepaukt, aber beide Kämpen blieben unverseht; es war geradezu ein Genuß, diesem geschickten Waffengange zuzusehen; der große Saal war auch mit Studenten voll besetzt. Nach der Paukerei reichten beide Gegner, sich augenscheinlich hochachtend, einander die Hand. Man legte es mir nahe, bei den Altbraunschweigern einzuspringen, wie der studentische Ausdruck lautet; ich lehnte es jedoch ab, weil mir mein Wechsel nicht genügend erschien. Auch Conkneipant zu werden, lehnte ich ab nach meinem Grundsatz: Alles oder nichts!

In vollem Schwange stand noch der fast zwangsweise Frühschoppen für die Korpsstudenten auf der sogenannten „Fink“. Die Burschen saßen da an den schweren Eichentischen, in die manche Namen eingeschnitten sind, die später einen guten Klang erhalten haben.

Außer meinem Freunde Koch wurden mir noch mehrere Hildesheimer bekannt, unter ihnen der bereits erwähnte Neuphilologe, bei dem ich englischen Unterricht nahm, denn ich sah bald ein, daß ich, außer Französisch, noch mindestens das Englische beherrschen müsse, wenn ich den Weg zum Hochschullehrer verfolgen wolle. Dazu kam noch ein Westfale, Albert Kayser, der bald einer meiner besten Freunde wurde, und dem zuliebe ich mit nach Greifswald ging. Koch starb vor wenigen Jahren als Geheimer Sanitätsrat und Bahnarzt in Hildesheim, Kayser schon vor längerer Zeit in Frankfurt a. M., wohin er sich nach langen Jahren gut geführter ärztlicher Praxis in Wattenscheid zurückgezogen hatte, um seinem Sohne Heinrich, der dort als geachteter Frauenarzt lebt, nahe zu sein. Es war mir eine besondere Freude, den Sohn meines Freundes in Berlin zum Schüler zu haben und ihn dort als Dekan der medizinischen Fakultät im Beisein seines lieben Vaters zum Dr. med. promovieren zu können.

Der Kreis der Bekannten und Freunde, der sich um Albert Kayser, der sehr beliebt war, zusammengefunden hatte, verdankte ihm einst eine schöne sogenannte „Spritzfahrt“, die wohl Alle, die sie mitgemacht haben, dauernd in angenehmer Erinnerung festgehalten haben werden. Sie sei hier kurz berichtet: In den Pfingstferien des Jahres 1858 wollte Kayser einen Bekannten in Heiligenstadt, welcher Ort in einigen Stunden Fußwanderung von Göttingen aus zu erreichen ist, besuchen und wir, fünf oder sechs an der Zahl, gaben ihm bis zum

nächsten Dorfe, so hatten wir vor, das Geleit. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen und unterwegs überkam uns die Wanderlust und es hieß, wir gehen mit bis Heiligenstadt! Ja, aber haben wir auch Geld? Die Taschen wurden umgekehrt. Kayser, der einen Bekannten besuchte, hatte nur ein paar Groschen Geld und wir übrigen hatten ungefähr drei Mark nach jetziger Münze zusammen. „Nun gehen wir erst recht mit,“ riefen Alle, „in Heiligenstadt wird der Wirt angepumpt.“ Wir konnten es ruhig wagen, denn in der Tat hatten damals die Göttinger Studenten auf Meilen weit im Umkreise Kredit. Als wir in Heiligenstadt ankamen, zog gerade eine Gänseherde vor uns her im richtigen Gänsemarsch; alsbald formierten wir uns in eine Reihe und zogen genau im Tempo hinter den Gänsen her in die Stadt zum großen Gaudium der sich ansammelnden Jugend. Im besten Wirtshause nahmen wir Quartier, ließen uns bei guter Speis' und gutem Trank wohl sein und nahmen abends an einer Kegelpartie mit den Bürgern der Stadt Teil. Am anderen Tage vergnügten wir uns in Heiligenstadt und Umgebung, wobei der Wirt sein Vertrauen auf die Göttinger Studenten bewies. Am dritten Tage zogen wir wieder gen Göttingen und nun hieß es, das Geld zusammenzubringen, um es dem Wirte zu schicken. Da traf es mich. Meine „Bude“, wie das Studentenheim heißt, lag am nächsten und so begleiteten mich Alle dahin. In der Haustür stand gerade der Postbote und fragte nach mir. Er hatte meinen Vierteljahrswechsel in Gestalt eines Geldbriefes für mich und reichte ihn mir hin. „Paßt ja ausgezeichnet,“ rief einer von meinen Begleitern, den wir den „Langen“ nannten, nahm mir den Brief aus der Hand, nahm so viel heraus, wie für Heiligenstadt nötig war und ich mußte mich mit dem Reste, so gut es ging, durchschlagen. Selbstverständlich bekam ich später den Betrag zurück.

Gern erwähne ich noch zweier Begegnungen, die zeigen, wie merkwürdig sich hin und wieder Bekanntschaften gestalten und erneuern. Als ich in das Kolleg Sterns über Analysis eintrat, hatte er bereits drei Vorlesungen gehalten. Ich nahm meinen Platz neben einem älteren Studenten, der in der vordersten Bank allein saß. Am Schlusse der Vorlesung stellte ich mich vor und bat ihn, mir mitzuteilen, worüber Stern in den voraufgegangenen Stunden gesprochen habe. Er gab mir Auskunft und nannte auch seinen Namen „Wagner“. Er war der Sohn Rudolf Wagners, des vielgenannten Göttinger Physio-

logen; ich traf ihn später wieder als den berühmten Nationalökonom Adolf Wagner, meinen Kollegen an der Universität Berlin und im Preußischen Herrenhause.

Zu der zweiten für mich bemerkenswerten Begegnung verhalf mir eine Einladung eines älteren Kommilitonen, der mit mir in demselben Hause wohnte, den Tee bei ihm einzunehmen. Außer mir war nur noch ein junger Student der Astronomie anwesend, mit dem ich später viele Jahre in der Berliner Akademie der Wissenschaften zusammenwirken sollte und den ich als einen der bedeutendsten Männer schätzen lernte, die mir im Leben begegnet sind, Arthur v. Auwers.

Physiologie hörte ich in Göttingen noch nicht, hospitierte aber einmal bei Rudolf Wagner. Da war ich Zeuge einer ergötzlichen Szene. Wagner hatte einen Frosch mit Curare, dem bekannten südamerikanischen Pfeilgift, behandelt, um seinem Auditorium die merkwürdige muskellähmende Wirkung dieses Stoffes zu zeigen. Das Tierchen war mit einer Glasglocke bedeckt, Wagner nahm die Glocke weg und sagte: „Ich kann jetzt den Frosch berühren, ihn mit der Pinzette kneifen, er wird sich nicht bewegen; damit faßte er mit der Pinzette ein Bein des Frosches und — siehe da — zur allgemeinen Überraschung der Zuhörer wie des Professors sprang der Frosch mit einem eleganten Satze vom Tische mitten unter die Studenten. „Staub, Staub,“ rief Wagner dem schon betagten Diener des Laboratoriums zu, „fangen Sie den Frosch!“ Das war leichter gesagt als getan; die Partie war ungleich, denn Staub war Asthmatiker, der Frosch aber nicht. Man kann sich die Heiterkeit, die diese Froschjagd bei den Studenten erregte, denken. Schließlich kamen diese dem atemlosen Staub zu Hilfe; der Frosch, der augenscheinlich eine zu geringe Dosis Curare bekommen hatte, wurde eingefangen, aufs neue curarisiert und diesmal gelang das Experiment zu voller Befriedigung.

Bei den anatomischen Präparierübungen hielt es damals jeder Präparant für nötig, zu rauchen; der Prosektor Teichmann, später Ordinarius der Anatomie in Krakau, ging mit gutem Beispiele voran, aber modernisiert; er rauchte nur Zigarren und ich bewunderte seine Kunst, die Zigarre mit den Lippen zu halten, während seine beiden Hände anatomisch beschäftigt waren und er dabei sprach. Jetzt wird auf den Präpariersälen, obschon es wohl überall den Studierenden freisteht, dort zu rauchen, nur noch selten davon Gebrauch gemacht;

in den Hörsälen vor Beginn der Vorlesung zu rauchen, ist auch wohl seltener geworden. Wenn damals in Göttingen ein Dozent es nicht wünschte, daß vor der Vorlesung in seinem Auditorium geraucht würde, so gab er dies durch Türanschlag bekannt. Ich entsinne mich, daß Lotze einen solchen Anschlag gemacht hatte.

Mit den Göttinger Bürgern, bei denen man Wohnung nahm, den „Philistern“, wie sie von den Studenten genannt wurden, stand man sich gut. Man zahlte die Wohnungsmiete nicht monatlich, sondern für das ganze Semester voraus. Diese Zahlweise hat ihr Gutes, denn dadurch wurde Mancher veranlaßt, bis zum Semesterschlusse auszuhalten. Man bemerkte damals auch in Göttingen nicht die öde Leere, die sich meist in den Hörsälen bemerkbar zu machen pflegt, wenn der erste Tag des letzten Semestermonats herankommt. Da der offizielle Semesterschluß althergebrachter Weise für das Wintersemester am 15. März, für das Sommersemester am 15. August ist, die Wohnungen jetzt aber meist pränumerando monatlich am ersten jeden Monats bezahlt werden, so reisen viele Studierende bereits vor dem Monatsersten ab. Auf der anderen Seite ist es üblich geworden, daß die Dozenten Ende Februar oder Juli mit ihrer Vorlesung fertig zu werden suchen, um die letzten Tage nicht vor leeren Bänken lesen zu müssen. Ebenso ist auch im Gefolge dieser Mietszahlungen der Anfang der Vorlesungen im neuen Semester im Sommer allmählich vom 15. April auf den Anfang des Mai und im Wintersemester vom 15. Oktober auf Anfang November hinausgeschoben worden. In Göttingen war das damals nicht so; meist wurde pünktlich mit den üblichen Terminen des 15. April und des 15. Oktober begonnen und am 15. März bzw. 15. August geschlossen. Mögen noch andere Ursachen bei den jetzigen bedeutenden Verkürzungen der Semester Einfluß geübt haben, jedenfalls hat die monatliche Mietszahlung dabei mitgewirkt.

Was man als Student brauchte, selbst an Tabak, Papier und anderen gewöhnlichen Bedarfsgegenständen, das nahm man auf Borg durch den Philister und zahlte, wenn der Wechsel kam. Ein wichtiges Faktotum war in Göttingen der „Stiefelfuchs“, wie er hieß. Die Stiefelfüchse waren ursprünglich die Reiniger der Kleider und des Schuhwerks, hatten sich aber im Laufe der Zeit zu einer besonderen Zunft entwickelt, namentlich bei den studentischen Verbindungen,

wo sie zu allen Diensten verwendet wurden. Ein gewandter Stiefelfuchs war eine sehr geschätzte Persönlichkeit. Durch den ständigen Umgang mit den Studenten hatten sie sich ein Stück studentischen Wesens angewöhnt, redeten in deren Sprache, kannten die Eigenarten der Dozenten, pumpten den Studenten, was meist nicht ihr Schade war und die älteren unter ihnen wußten vieles Ergötzliche und Bemerkenswerte zu erzählen, da sie mit vielen später bedeutend gewordenen Leuten in deren Studentenzeit bekannt geworden waren.

Von meinen Göttinger Lehrern gedenke ich als derer, die den bedeutendsten Einfluß auf mich gewonnen haben, Sterns, Friedrich Wöhlers, Wilhelm Webers und Jakob Henles.

Stern hatte einen ruhigen, musterhaft klaren Vortrag; es war geradezu eine angenehme Sache, ihm bei der Entwicklung auch schwieriger Dinge zu folgen und zu merken, wie er sie leicht und sicher darstellte, so daß nicht der mindeste Zweifel blieb. Ich erwähnte bereits, wie ich durch eine offene Aussprache mit ihm und, gefesselt durch Henles Vortrag, dazu kam, das Studium der Mathematik aufzugeben und zu dem der Anatomie überzugehen.

Dieselbe ruhige und klare Vortragsweise hatte Wöhler. Er las die gesamte Chemie sechsstündig wöchentlich in einem Semester, wobei er von der Organischen Chemie jedoch nur einen kurzen Abriß gab und uns auf die ausführliche Vorlesung Beilsteins, seines Assistenten, verwies, die ich jedoch nicht mehr gehört habe. Wenn Wöhler ein Thema berühren mußte, bei dem er selbst als fördernder Forscher beteiligt war, so namentlich beim Aluminium, dann erwähnte er seinen Namen grundsätzlich nicht; wir quittierten ihm aber jedesmal mit dem üblichen Beifallsgetrappel, daß wir Bescheid wußten. Beim Kapitel „Kohlenstoff“ kam Wöhler auf die Diamanten zu sprechen und man merkte ihm an, wie ihn das Problem der künstlichen Herstellung von Diamanten lebhaft interessierte. Es schien ihm auch Spaß zu machen, wenn er seine Vorlesung mit einem Knalleffekt schließen konnte. Es war ja auch ganz richtig, daß er die Vorführung eines Explosivstoffes an das Ende der Vorlesung verlegte, wo die Explosion am wenigsten störend war. Wöhler stellte sich dann etwas beiseite und hielt sich beide Ohren zu. Den stärksten Knalleffekt, bei dem die Fenster klirrten, gab er uns mit Jodstickstoff zum besten. Vortrefflich für den damaligen Standpunkt der

Chemie sind auch die Wöhlerschen kurzen Lehrbücher; ich habe aus ihnen und aus Wöhlers Kolleg eine, ich muß sagen, sehr gute Kenntnis der Chemie, wie sie damals war, erworben.

Ganz anders wie bei Stern und Wöhler war der lebhaft bewegliche Vortrag Wilhelm Webers. Er stand die ganze Zeit — zwei Stunden mit kurzer Unterbrechung — hinter dem großen Experimentiertische, ging von diesem zur Tafel, um dort mathematische Darlegungen, die er von Zeit zu Zeit dem Vortrage einflocht, anzuschreiben, dann wieder zum Tische zurück, um irgend etwas vorzuzeigen oder ein einfaches Experiment auszuführen, kurz, er war in fortwährender Bewegung. Beim Vortrage selbst sprach er rasch und mit lebhafter Gestikulation. Bei allem diesem war aber der Vortrag klar und übersichtlich. Das stets volle Auditorium, welches sich auch in den heißen sommerlichen Nachmittagsstunden so erhielt, zeigte, wie sehr Webers Vorlesung geschätzt wurde.

Von Henles meisterhafter Lehrweise habe ich bereits öfter erwähnt, daß sie mich zur Wahl meines späteren Berufes veranlaßte. Ich habe keinen Dozenten kennen gelernt, der in so ausgezeichneter Weise vortrug, wie Henle. Er sprach, vor der Tafel stehend, mit klarem, offenem Blick seine Zuhörer umfassend, völlig frei, gewandt und sicher mit einem angenehm klingenden Organ. Zuweilen strich er dabei mit einer charakteristischen, raschen Bewegung eine öfters vorkommende Haarlocke aus seiner Stirn. Das Hervorragendste war bei seinem Vortrage die meisterhafte Art, wie er das gesprochene Wort mit einer Tafelzeichnung zu verbinden wußte. So ließ er, während er irgendeinen Körperteil in Worten beschrieb, in derselben Zeit mit sicheren Strichen dessen Bild vor den Zuhörern auf der Tafel entstehen, so daß gleichzeitig Ohr und Auge den Gegenstand aufnehmen konnten. Dabei entstanden die schwierigsten Formgebilde, wie etwa ein Schläfenbein, so korrekt und mit solcher Leichtigkeit, daß sie wie zaubert erschienen. Ich habe mich bemüht, es meinem großen Lehrer nachzutun, bin aber doch nur ein Stümper gegen ihn geblieben.

Diese Art der Unterweisung in naturwissenschaftlichen Dingen, wobei es zunächst einmal auf genaue Erfassung von äußeren Formen ankommt, ist meiner Meinung nach die beste und eindrucksvollste. Sie wird ja auch stets in den betreffenden Vorträgen von den Dozenten mit mehr oder weniger Geschick geübt. Man ist in neuerer Zeit

vielfach mit der Demonstration großer, vom ganzen Hörsaale aus gut sichtbarer, vorher fertiggestellter Tafeln und besonders mit der Entwerfung von Lichtbildern vorgegangen; auch die Vorzeigung von Modellen, die jetzt in großer Vollendung angefertigt werden, ist sehr in Aufnahme gekommen. So empfehlenswert dieses alles ist, so kann es doch den Lehrwert, den die Verbindung eines guten, vor den Zuhörern entstehenden Bildes eines Gegenstandes mit dessen klarer Wortbeschreibung hat, nicht ersetzen. Ich werde später noch auf die Methoden des anatomischen Unterrichts, wie ich sie geübt habe, zurückkommen. Selbstverständlich fehlten beim Henleschen Kolleg die Demonstrationen der anatomischen Präparate nicht; wir konnten auch stets die Anatomische Sammlung besuchen und uns die dort aufgestellten Präparate ansehen.

Mikroskopische Demonstrationen gab es nur wenige; die Präparate wurden damals noch mit den einfachsten Mitteln hergestellt. Destilliertes und gewöhnliches Wasser, Kalilauge oder Natronlauge und Essigsäure waren fast die einzigen verwendeten Reagentien. Man kannte keine Färbungen, keine guten Härtungs- und Fixierungsflüssigkeiten, keine guten Dissoziierungsmittel, keine Einbettungen, keine Mikrotome und vor allen Dingen waren die zur Verfügung stehenden Mikroskope von Plössl und Schieck bei weitem nicht auf der Höhe, die man heute an diesen so hochwertigen Instrumenten mit Recht bewundert. Ich erinnere mich, daß Henle uns im Sommersemester 1858 einige Bindegewebspräparate mit einem großen Plösslschen Mikroskop zeigte und den sich herandrängenden Zuhörern sagte: „Nehmen Sie sich in acht, meine Herren, daß dies Instrument keinen Schaden leidet; es ist das Arbeitsmikroskop Johannes Müllers!“ Henle hatte es aus dem Nachlasse J. Müllers, der 1858 gestorben war, erhalten.

Für den anatomischen Präpariersaal standen damals nur wenige Leichen zur Verfügung; man wurde, sobald ein Übungspräparat zu handen war, vom Anatomiediener bestellt und mußte oft wochenlang warten, bis man wieder an die Reihe kam. So präparierten gleichzeitig auf dem Übungssaale meist nur 4 bis 5 Studierende, und Prosektor Teichmann ebenso wie Henle hatten mit der Aufsicht und dem praktischen Unterrichte wenig Zeit und Mühe aufzuwenden. Doch war Teichmann in den festgesetzten Stunden stets

zugegen und stets zur Unterweisung bereit. In den Zeiten, in denen er nicht in Anspruch genommen wurde, arbeitete er an seinen berühmten Lymphgefäßinjektionen. So sah ich manches dieser Präparate entstehen. Ich habe auch Teichmann stets ein dankbares und ehrendes Andenken bewahrt, habe ihn, als er Ordinarius der Anatomie in Krakau war, von Berlin aus dort besucht und bin mit ihm in dauernden freundschaftlichen Verkehr getreten. Teichmann gab in Göttingen auch praktischen Unterricht in der mikroskopischen Anatomie, woran jedoch nur wenige Studierende teilnahmen. Diese praktischen Übungen kamen damals gerade auf. Ich beteiligte mich daran erst in Greifswald.

Zur Zeit meiner Studien unter Henle erschien die erste Auflage seines mit Recht berühmten Lehrbuches. Ich kann heute noch sagen, daß dieses Werk seinen vollen wissenschaftlichen Wert behalten hat. Henles Lehrbuch liest sich nicht wie dieses oder jenes andere; sicher ist aber, daß der, welcher sich die Mühe gibt, es wirklich mit Ernst zu studieren, die darin enthaltene Anatomie wirklich lernt. Noch heute nehme ich, wenn ich etwas nachsehen will, das Henlesche Werk gern zur Hand und bin kaum jemals im Bereiche dessen, was damals Besitzstand der menschlichen Anatomie war, ohne die gewünschte Auskunft geblieben. Henles Werke veralten nicht.

Es gehört zu meinen liebsten und befriedigendsten Erinnerungen, daß ich im Laufe der Zeiten zu meinem verehrten Lehrer Henle in freundschaftliche Beziehungen getreten bin. Von Königsberg aus schickte ich ihm für die von ihm und v. Pfeufer herausgegebene „Zeitschrift für rationale Medizin“ meine Erstlingsarbeit, der er freundliche Aufnahme schenkte. Von dieser Zeit an kam ich zu ihm in näheren Verkehr, der sich mehr und mehr freundschaftlich gestaltete. Mehrere Male besuchte ich ihn und es war mir immer eine Erfrischung und ein Genuß, mit ihm in Gedankenaustausch zu treten. Als die für seines 50jährigen Doktorjubiläums herannahte, übernahm ich die Sorge für eine ihm zu widmende Festschrift und wohnte der schönen Feier in Göttingen bei. Am Tage darauf lud er mich zu einem Mahle im engeren Familienkreise ein und schenkte mir seine Büste. Sie schmückt von da ab meinen Schreibtisch und es vergeht kein Tag, ohne daß ich mich in ihrer Betrachtung an meinen lieben Lehrer und Freund erinnere.

Als die Straßburger Anatomenstelle 1872 besetzt werden sollte und Max Schultze und Lieberkühn abgelehnt hatten, wurde ich auf Henles Empfehlung gewählt und damit der Normalen Anatomie, dem Ziele meines Lebens, erst dauernd gegeben. Als dann 1883 der einstige Lehrstuhl Johannes Müllers, dessen Prosektor und Freund Henle gewesen war, durch Reicherts Rücktritt frei wurde, ist wiederum Henle für meine Berufung eingetreten; er schrieb mir damals, ich möge es nicht so machen wie er 1858 und ablehnen, sondern ich solle dem Rufe folgen. Ich fühlte mich damals in Straßburg sehr wohl in der nach meinen und meines Freundes v. Recklinghausen Plänen neugebauten Anatomischen und Pathologisch-anatomischen Anstalt und wäre gern in Straßburg geblieben; aber Henles Rat bestimmte mich. In Straßburg erhielt ich den Besuch Henles und v. Köllikers, als das eben erwähnte Anatomische Institut eröffnet worden war. Ich fragte Henle, wie es ihm gefiele, er äußerte sich befriedigend, nur komme es ihm zu groß vor und, das Bildnis Johannes Müllers betrachtend, welches wir über der Eingangspforte hatten anbringen lassen, meinte er: „Ganz gut, aber ich würde ihm die Locken scheren lassen.“ Unser Bildhauer hatte allerdings dem großen Biologen einen zu üppigen Haarschmuck gegeben.

Als Henle 1858 den Ruf, an Johannes Müllers Stelle zu treten, abgelehnt hatte, wurde ihm von der gesamten Göttinger Studentenschaft ein Fackelzug gebracht, dem ein Ehrenkommers folgte. Ich, ihm damals wohl noch kaum bekannt, trat mit meinem Glase auch an ihn heran und stieß mit ihm an. Wir beide ahnten sicher nicht, daß ich dereinst den Ruf annehmen sollte, für dessen Ablehnung Henle gefeiert wurde.

Aus seiner letzten Leidenszeit datiert, besitze ich noch Briefe von Henle, aus denen ich doch eine für ihn charakteristische Stelle mitteilen möchte. Er schrieb: „Mich plagt jetzt manchmal eine sehr schmerzhaft Interkostal-Neuralgie, bei der mir aber besonders stört ist, daß sie mit meiner Theorie nicht stimmen will.“ Henle dachte dabei an venöse Stauungen in den Gebieten der Venae azygos und hemiazygos. Die Obduktion seiner Leiche zeigte, weshalb das nicht stimmen wollte. Er erlag am 13. Mai 1885 einer sarkomatösen Neubildung, die auf die Wirbelsäule übergreifen hatte (?).

Außer mit meinen Lehrern machte ich in Göttingen noch die erste

anknüpfende Bekanntschaft zweier mir später befreundet gewordener Kollegen, des Zoologen Ernst Ehlers und des Gynäkologen Otto Spiegelberg. Ehlers, damals Assistent am Zoologischen Institut, arbeitete an einer besonderen Untersuchung auf dem Göttinger Präpariersaale und Spiegelberg, Assistent des Gynäkologen v. Siebold, habilitierte sich gerade in der Zeit meines medizinischen Studiums in Göttingen. Er war bei den Studenten beliebt und als er seine Antrittsvorlesung hielt, wurden alle Mediziner zusammengerufen, um dieser Vorlesung beizuwohnen. Ich kam auch hin. Als der junge Dozent eintrat und das dichtgefüllte Auditorium bemerkte, welches ihn mit einem frenetischen Getrampel begrüßte, war er sichtlich aufs angenehmste überrascht von diesem Beweise seiner Beliebtheit und konnte nur zögernd und öfter stockend seine Vorlesung beginnen; bald aber fand er sich zurecht und führte sie trefflich zu Ende. Die Göttinger medizinische Studentenschaft hat sich damals in der Bedeutung, die sie dem jungen Dozenten zumaß, nicht getäuscht.

In der Klinik bei Baum wohnte ich auch einige Male den Operationen bei, die Baum, obwohl Äther- und Chloroformnarkose schon fast allgemein geübt wurden, grundsätzlich, wegen der seiner Meinung nach damit zu sehr verbundenen Lebensgefahr, nicht anwendete. Aus historischem Interesse erwähne ich dies und berichte, daß ich der Vornahme eines Steinschnittes beiwohnte, wobei der betreffende Patient in der für die Operation nötigen Stellung an Armen und Beinen gefesselt wurde, damit er keine störenden Bewegungen machen könne. Dabei bekam er eine Bleikugel in den Mund, um sich seinen Schmerz darauf zu verbeißen. Das leise Stöhnen des Mannes während der rasch und glücklich vollzogenen Operation war mir doch peinlich und ich konnte mich mit der Ansicht Baums nicht befreunden, wissend, daß es Mittel gäbe, die Schmerzempfindung zu beseitigen. Welcher Fortschritt seitdem in der Chirurgie!

Ehe ich meine Göttinger Zeit verlasse, mögen noch ein paar andere Erinnerungen verschiedener Art hier verzeichnet sein. Die erste, eine heitere, die sich in Henles Hörsaale abspielte. Es war ein Bauchredner nach Göttingen gekommen und hatte um die Erlaubnis nach-gesucht, sich in einem der Hörsäle der Universität mit seiner Kunst vorstellen und über diese vortragen zu dürfen. Er erhielt diese Erlaubnis und Henle erklärte sich bereit, seinen Hörsaal zur Verfügung

zu stellen. Gegen ein geringes Entgelt für den Künstler konnte man der Sitzung beiwohnen. Der Saal war mit Dozenten und Studenten der Universität dicht gefüllt; ich nahm auch teil. Der Mann hielt erst einen guten Vortrag über die Bauchrednerei und gab dann eine Reihe Proben seiner Kunst, die in der Tat sehr gut ausfielen und viel Interesse erregten. Dann sagte er, daß es gar nicht schwer sei, die Kunst des Bauchredens zu erlernen; er sei bereit, sie Jedem, der sie lernen wolle, auf der Stelle in aller Kürze beizubringen und bat, es möge sich ihm hier einer der Anwesenden zur Verfügung stellen. Da sich Niemand meldete, wandte er sich direkt an einen der zunächst Sitzenden, einen alten Mediziner, einen der „ewigen Studenten“, wie sie früher auf fast allen Universitäten nicht allzu selten waren, der unter dem Namen „der Arzt Schütte“ stadtbekannt und eine etwas komische Persönlichkeit war. Die zufällige Wahl erregte schon eine gewisse Heiterkeit, die sich noch steigerte, als der Arzt Schütte sich erhob und sich auf das etwas erhöhte Podium begab, wo der Künstler seiner harrete. Dieser sagte ihm nun, wie er es machen müsse, tief einatmen usw. „Nun machen Sie es so, wie ich es Ihnen gesagt habe und es Ihnen noch einmal vormache.“ Gesagt, getan; der Arzt Schütte holte Luft mit aller Kraft seiner Lungen; Jedermann blickte gespannt auf ihn. „Nun, los,“ sagte der Künstler; was aber der Arzt Schütte zum besten gab, war kein Bauchreden, sondern ein fürchterliches Grunzen, welches im Zusammenhange mit der Persönlichkeit des Versuchsredners äußerst komisch wirkte; unter einem Ausbruch allgemeiner Heiterkeit schloß die Sitzung.

Die zweite Erinnerung betrifft ein Erlebnis Spiegelbergs, mir von ihm erzählt; es entbehrt wohl nicht eines gewissen historischen Interesses. Es war Brauch, daß die für Göttingen neuernannten Professoren sich in Hannover beim Antritt ihres Lehramtes dem Könige persönlich vorstellen mußten. Spiegelberg wurde nicht lange nach seiner Habilitation zum außerordentlichen Professor ernannt. Hannover regierte damals der letzte Welfenkönig, der erblindete Georg V. Als Spiegelberg dem Monarchen durch einen der persönlichen Adjutanten vorgestellt wurde, stand der König in dem Saale, den Vorzustellenden erwartend, in voller Uniform. Der Adjutant sagte zu Spiegelberg: „Treten Sie dicht an S. Majestät heran, nehmen Sie seine Hand, wenn er sie Ihnen entgestreckt und führen Sie

diese zu Ihrem Gesicht und lassen Sie ruhig geschehen, was der König tut.“ So geschah es. Der König ließ, als er seine Hand an Spiegelbergs Gesicht fühlte, diese leicht einmal über das Gesicht gleiten, zog sie zurück und sprach dann den Vorgestellten freundlich an, sich nach dessen Studien, Lebensgang und Lehrfach erkundigend. Der Adjutant sagte nach der Vorstellung, daß der König durch diese kurze Beführung des Gesichtes einer ihm bis dahin unbekanntem Persönlichkeit sich eine gute Vorstellung von dessen Erscheinung mache, die er auch im Gedächtnis behalte.

In einer letzten ernsten Erinnerung sei einer öffentlichen Hinrichtung mit dem Schwerte gedacht, die im Jahre 1858 in Göttingen stattfand. Ich berichte darüber aus kulturhistorischem Interesse, da öffentliche Hinrichtungen, zumal mit dem Schwerte, seit langem nicht mehr stattfinden und wohl auch nie mehr stattfinden werden, glücklicherweise, setze ich nach den Erfahrungen, die ich in Göttingen machte, hinzu. Der zum Tode Verurteilte hatte an einem ihm vertrauenden Kameraden einen Raubmord begangen; die Strafe konnte also als eine gerechte angesehen werden und entsprach auch der allgemeinen Empfindung. Auf einem freien Platze in der Nähe der Stadt war ein weithin sichtbares Schaffott aufgeschlagen, auf welchem, außer dem Verurteilten, dem Scharfrichter und seinen Gehilfen und einigen Justizpersonen, auch noch mehrere Zuschauer Platz hatten. Ich befand mich unter diesen, konnte also den Vorgang gut beobachten. Ringsum auf der Richtstätte war eine nach vielen Hunderten zählende Menge versammelt. Der Verurteilte stand im weißen Gewande auf dem Schaffott neben dem Richtstuhle; der Scharfrichter im weiten Mantel, unter dem er das Richtschwert verborgen hielt, neben ihm. Von einem der Justizbeamten wurde das vom Könige bestätigte Urteil vorgelesen und dann nach alter Sitte der Stab über dem Verurteilten gebrochen. Darauf reichte der Scharfrichter ihm die Rechte, die dieser auch ergriff und schüttelte. Die Gehilfen führten ihn dann zum Richtstuhle, auf den er sich setzte, zogen ihm eine weiße Mütze über den Kopf und die Augen, banden ihm Arme und Beine am Stuhle fest und legten eine Lederschlinge unter das Kinn, mit der einer der Gehilfen ihm den Kopf straff in die Höhe hielt. Alles dieses wurde rasch und geschickt ausgeführt. Als dem Todeskandidaten die Mütze über die Augen gezogen war, zog der Scharfrichter das große, breite,

scharfe, blitzblanke Richtschwert unter dem Mantel hervor, trat damit an die linke Seite des Verurteilten, holte aus und trennte im Nu den Kopf vom Rumpfe, indem er mehr mit einem glatten Zuge, als mit einem Schläge den Hals durchschnitt. Der Kopf blieb in der Lederschlinge, zwei Blutsäulen stiegen aus der Wundfläche fast bis zu einem halben Meter Höhe wie aus einem Springbrunnen hervor, um zurückzufallen und noch ein paarmal immer niedriger und schwächer mit den nächstfolgenden Herzsschlägen wiederzukehren. Der Körper des Gerichteten blieb regungslos. Der ganze Leichnam wurde alsbald zur Anatomischen Anstalt gebracht, wo er zu Studierzwecken Verwendung fand.

Was ich besonders als kulturhistorisch bemerkenswert hervorheben möchte, sind einmal Äußerungen eines krassen Aberglaubens und dann das Verhalten der Menge nach dem ersten Akte. Dicht am Schaffott hatten sich einige an epileptischen Krämpfen Leidende aufgestellt, die den Gehilfen Glasgefäße übergeben hatten. In diesen Gefäßen fingen die Gehilfen das hervorsprudelnde Blut auf und reichten es den Epileptikern, die es sofort tranken; es bestand die Meinung, daß das Blut Hingerichteter frisch getrunken die Fallsucht heilen könne. Es muß zugegeben werden, daß heftige Gefühlseindrücke, wie sie sicher doch durch das Trinken von frischem Menschenblut erzeugt werden, gewisse Fälle von nervösen Leiden zum Verschwinden bringen können; auch muß zugegeben werden, daß die Fallsucht für die damit Behafteten ein so qualvolles Übel darstellt, daß sie sich allem unterziehen, von dem sie Heilung erhoffen. Aber ein unfaßbarer Aberglaube spricht aus der Äußerung einer Bauersfrau, die sich auch etwas Blut in einem Fläschchen mitnahm, „dat mott'en,“ sagte sie, „an de Huusdör strieken, dat is gaud för Füersgefahr“¹. Die Volksmenge zerstreute sich; viele blieben aber noch in der Stadt und bevölkerten die Gastwirtschaften. Man konnte später eine Menge reichlich Angeheiteter durch die Straßen wanken sehen. Das war die Folge eines so ersten öffentlichen Aktes!

Ich füge hier gleich die Schilderung einer zweiten Hinrichtung an, die zu Colmar im Elsaß stattfand und der ich von Straßburg aus beiwohnte, um von der frischen Leiche wichtige Präparate für mikroskopische Untersuchungen zu gewinnen. Für Leser dieser Zeilen, die

¹ Das muß man an die Haustür streichen, das ist gut für Feuersgefahr.

mit den Aufgaben und Zielen der anatomischen Wissenschaften nicht vertraut sein sollten, bemerke ich, daß im Bau des menschlichen Körpers bis in die feinsten Einzelheiten hinein Unterschiede von denen auch der nächstverwandten Tiere bestehen. Namentlich gilt dies für die höheren Sinnesorgane, Ohr und Auge, sowie für das Zentralnervensystem. Alle diese Teile sind aber nach dem Tode sehr rasch, oft schon nach 15 bis 20 Minuten eintretenden Veränderungen unterworfen. Je genauer wir aber von dem feineren Bau eines Körperteiles unterrichtet sind, desto besser vermögen wir seine Bedeutung für den Körper in gesunden und kranken Zuständen zu beurteilen. Es ist also sehr wichtig, jede Gelegenheit zu benutzen, völlig frische, unversehrte menschliche Körperteile zu bekommen, um sie für sofortige Untersuchung zu verwenden oder, gut konserviert, für später aufzubewahren.

In Colmar hatte man mir nahe dem Gefängnishofe, auf dem die Hinrichtung stattfand, ein Zimmer bereitgestellt, in welches der Leichnam sofort nach der Hinrichtung verbracht wurde. Die Hinrichtung fand mittels der Guillotine statt. Der Schuldige, der den Tod erlitt, weil er einen seiner Mitgefangenen aus Rache ermordet hatte, benahm sich sehr standhaft. Als ihm das Urteil vorgelesen worden war, in welchem es zum Schlusse hieß, daß S. Majestät der Kaiser auf sein Begnadigungsrecht verzichtet habe, sagte der Verurteilte mit fester, lauter Stimme: „Ich danke S. Majestät!“ Darauf schritt er ruhig die Treppe zur Guillotine hinan, stellte sich entschlossen vor dem Brette auf, auf das er nun festgeschnallt wurde. Darauf wurde das Brett rasch vorwärts geschoben, so daß der Nacken des Mannes gerade unter das hoch oben blinkende Fallbeil zu liegen kam; ein Druck auf einen Knopf, das Beil fuhr wie ein Blitz herab und ein dumpfer Schlag zeigte an, daß das Haupt vom Rumpfe getrennt war. Der Kopf fällt in ein Gefäß, in welches sich auch das Blut gießt, so daß die Anwesenden davon nichts zu sehen bekommen. Diese Hinrichtung fand im abgeschlossenen Gefängnishofe vor nur wenigen geladenen Zeugen statt. Fragt man, welche Art der Hinrichtung die humanere sei, so möchte ich der mit dem Schwerte am ehesten dieses Prädikat geben, denn das Aufschnallen an das Brett, das Umlegen und Vorwärtsschieben des Brettes schien mir für den zu Enthauptenden ein härterer Vorgang, als das Aufschnallen auf

einen Stuhl und das Heben des Kopfes, wobei der Verurteilte nichts von dem Instrumente gewahr wird, welches ihm den Tod bringen soll. Der ganze Vorgang in Göttingen vom Niedersetzen des Schuldigen auf den Stuhl bis zur Enthauptung dauerte nicht länger, als der in Colmar vom Antreten vor das Brett bis zum Fallen des Beiles, welches der Verurteilte oben hängen sieht, jedenfalls dort hängen weiß, selbst wenn man es verhüllen würde. Man könnte die Art der Hinrichtung durch den elektrischen Schlag, wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geübt wird, als die humanste bezeichnen; doch haben sich Stimmen gegen sie erhoben, da Fälle vorgekommen sein sollen, bei denen der erste Schlag den Tod nicht brachte. Freilich sind auch Fälle vorgekommen, wo der Scharfrichter den Kopf nicht mit dem ersten Hiebe gänzlich abtrennte. Das kann wohl bei der Guillotine nicht vorkommen und kaum auch bei der jetzigen Art der Hinrichtung in Deutschland durch das Beil auf dem Blocke.

Man möge dem Anatomen verzeihen, wenn er in kulturhistorischem Interesse diesen ernsten Gegenstand in seinen Erinnerungen zur Sprache brachte. Es mögen auch noch ein paar Erwägungen über die Todesstrafe als solche und ihre Berechtigung hier Platz finden. Niemand wird bezweifeln, daß Jedermann das Recht hat, sich eines Gegners, der ihn tödlich bedroht, dadurch zu erwehren, daß er ihn, falls er ihn nicht auf andere Weise unschädlich machen kann, tötet; das Recht der Notwehr selbst bis zur Tötung ist überall anerkannt. Der Staat hat nun die Verpflichtung, das Leben und das Eigentum jedes seiner Bürger zu schützen; stellt sich heraus, daß andere Mittel, wie lebenslängliche Inhaftierung, nicht ausreichen, um diesen Schutz wirksam zu gestalten, so muß er zu strengeren Mitteln greifen, bis zur Todesstrafe. Man hat zwar gesagt, daß die Lehre von der Berechtigung einer Strafe wegen der durch sie zu erreichenden Abschreckung nicht haltbar sei, aber die Erfahrung spricht dagegen. Wenn irgendwo, namentlich in Kriegszeiten, die Übeltaten irgend welcher Art so überhand nehmen, daß man sich ihrer auf keine andere Weise mehr erwehren kann, dann wird das Standrecht verkündet oder es werden Strafen eingeführt, die als besonders peinlich empfunden werden, und das hilft allemal. Ich würde es für völlig berechtigt erklären, namentlich in jetziger Zeit, in der die Kriegsnot und die Kriegstrauer eher zur Abnahme von Untaten führen sollte,

als leider zu so großer Zunahme, wenn jeder Einbrecher, bei dem man eine Waffe vorfände, mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe belegt würde; und hätte er, wenn auch ohne Erfolg, Gebrauch von der Waffe gemacht, insbesondere gegen einen Polizeibeamten, der sein Leben zum Schutze seiner Mitbürger aufs Spiel setzt, so sollte er mit dem Tode bestraft werden. Die verwegenen Einbrüche unter Gebrauch von Waffen nehmen jetzt in so erschreckender Weise überhand, daß ein energisches Einschreiten dagegen dringend notwendig ist. Sicherlich würde dadurch auch binnen Kurzem Abhilfe geschaffen werden. Aber eines ist dabei die Hauptsache: rascher Vollzug der Strafe. Soll eine Strafe überhaupt wirksam sein, dann muß sie möglichst rasch auf die Straftat folgen. Das lehrt schon die Erfahrung bei der Erziehung der Kinder in Haus und Schule, wenn Strafen verhängt werden müssen. Wollte man da längere Zeit warten, so würde der Vollzug der Strafe nur erbittern und unwirksam bleiben. Und bei den Strafen, die das Gericht über die Erwachsenen verhängt, ist das genau dasselbe, namentlich bei der Todesstrafe. Was nützt da der rote Zettel an der Litfaßsäule, wenn mitgeteilt wird, daß X. oder Z. heute enthauptet worden sei, wenn die Straftat, derentwegen er sein Leben lassen mußte, Monate, ja selbst über ein Jahr zurückliegt, so daß sie in unserem flutenden Leben längst aus dem Gedächtnisse geschwunden ist? Sie nützt gar nichts, weder im Sinne der rechten Vergeltungslehre, noch der Abschreckungslehre, ja, man wird fast versucht, Mitleid mit dem armen Menschen zu empfinden, der so lange in Todesangst um sein Geschick im Gefängnisse hat schmachten müssen. Gerne will ich zugeben, daß es Fälle gibt, wo die Aufhellung der Gründe für die Straftat, oder die Ermittlung von Mitschuldigen eine längere Untersuchungsfrist erheischt. Wenn aber der Tatbestand unzweifelhaft feststeht, mildernde Umstände, wie doch in vielen Fällen, klar auszuschließen sind, die Ermittlung von Mitschuldigen auch nicht dringlich ist, dann aber rascher Strafvollzug!